

SWR2 Essay

Mein '68

Von Friedrich Pohlmann

Sendung: Montag, 28.Mai 2018

Redaktion: Michael Lissek

Produktion: SWR 2018

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Essay können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Friedrich Pohlmann

Mein Achtundsechzig

Beginnen wir mit einer leicht einfältig klingenden Frage: „68“ – ich meine jetzt die in Anführungszeichen gesetzte Zahl, jenes salopp gekürzte Datum, das man als Etikett für einen sozialen Umbruch, eine „Revolte“ zu benutzen pflegt -, - wann war das eigentlich? Fand „68“ im Jahre 1968, also vor exakt fünfzig Jahren, statt? Was war denn das Besondere dieses Jahres? Das Attentat auf Rudi Dutschke? Der dem Attentat vorausgegangene Vietnamkongress in Westberlin oder die ihm folgenden schweren Osterunruhen? Die vielen Störungen von Lehrveranstaltungen an deutschen Universitäten? Die kulturrevolutionären Kleingruppenexperimente der Kommunen 1 und 2 samt der auf Öffentlichkeitswirksamkeit zielenden Clownerien ihrer Prominenten Fritz Teufel oder Dieter Kunzelmann? Tatsächlich verschafft keines dieser Ereignisse dem Jahre 1968 im Hinblick auf langfristige soziale Folgewirkungen oder symbolische Schlüsselbedeutung das Privileg einer Sonderstellung. Das Jahr 1967 mit der bis heute in ihren genaueren Umständen unaufgeklärten Erschießung des Studenten Benno Ohnesorg während der Demonstrationen gegen den Schah von Persien durch einen Westberliner Polizisten, der auch im Solde der Stasi stand, ist in dieser Hinsicht mindestens genauso wichtig. Zur Relativierung des Gewichtes von 1968 für „68“ passt auch, dass 1968 der Kern der bis dahin noch weitgehend studentischen Protestbewegung - der SDS, der Sozialistische Deutsche Studentenbund – schon in Auflösung begriffen war, und dass es erst nach 1968 unter anderen organisatorischen Bedingungen zu jener enormen Ausweitung der Jugendrevolte mit ihren Ausstrahlungen in die verschiedensten gesellschaftlichen Teilbereiche kam, durch die sich der mentale Habitus einer ganzen Gesellschaft tiefgehend - mit Folgen bis in die Gegenwart – wandelte. Bestimmt durch jüngere Jahrgänge - die zweite Generation des Protestes - bildeten sich neuartige Gruppen im studentischen Milieu heraus. Diese definierten sich zwar alle irgendwie als marxistisch, aber stilprägend für den gesellschaftskritischen Jargon der meisten war doch eine Mixtur marxistischer Formeln mit einer psychoanalytisch ausgeschmückten Rhetorik der Selbstverwirklichung, für die die „Kritische Theorie“ der „Frankfurter Schule“ das Vorbild gab. Unzählige Störungen von Lehrveranstaltungen nach 1968 bezogen aus

solchen Mixturen ihre Sinnmunition, auch das burleske Happening in einer Vorlesung Theodor W. Adornos im April 1969, des Großmeisters der „Frankfurter Schule“. Als Adorno mit seiner „Einführung in das dialektische Denken“ beginnen wollte, näherten sich ihm drei barbusige Studentinnen tanzend in Kussabsicht, worauf Adorno fluchtartig den Saal verließ. Ob sein Tod drei Wochen später auch mit den Folgen dieser Erotikattacke zu tun hatte, muss freilich im Bereich der Spekulation verbleiben.

Halten wir fest:

Unter „68“ wird hier nicht nur das Jahr 1968 verstanden, sondern die Phase ungefähr von 1967 bis 1971, die knappe erste Hälfte jenes Jahrzehnts zwischen 1967 und 1977, das Gerd Koenen in einer bis heute unübertroffenen Untersuchung das „Rote Jahrzehnt“ genannt hat. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, dass das deutsche „68“ auch ein Teil von Jugendrevolten in der ganzen westlichen Welt war – erwähnt seien nur der Pariser Mai von 1968 und die Massenproteste gegen den Vietnamkrieg in den USA samt der dortigen Hippiebewegung - Stichwort Woodstock - und die Rassenunruhen, die auch zur Ermordung Martin Luther Kings führten. Dass manche deutschen „68iger“ sich auch in einem Konnex mit dem „Prager Frühling“ von 1968 wähnten, war allerdings ein groteskes Selbstmissverständnis. Hingegen enthielt die Behauptung von Verwandtschaften mit den „Roten Garden“ der maoistischen Kulturrevolution zumindest ein Fünkchen Wahrheit.

Der Autor dieses Essays hatte im Frühjahr 1968 gerade das zarte Alter von 18 Jahren erreicht und bereitete sich mental als frisch gebackener Abiturient auf den Weggang aus heimatlichen Gefilden zwecks Aufnahme eines Studiums vor. Das ist eigentlich ein ziemlich uninteressantes autobiographisches Faktum, muss aber erwähnt werden, weil ich dann sehr bald als Angehöriger der zweiten Generation in den Strom der Revolte hineingeriet und dabei durchaus typische Zeiterfahrungen sammeln konnte. Bevor von ihnen die Rede sein wird, sei aber in Anknüpfung an diesen Hinweis das Spiel mit Jahreszahlen im Hinblick auf eine Verortung von „68“ in einem größeren zeitgeschichtlichen Rahmen noch etwas fortgeführt.

Wer im Jahre 2018 ins Jahr 1968 zurückschaut, kommt unweigerlich irgendwann zur Frage, wie einem damals 68jährigen die 68iger erschienen sein mögen. Machen wir uns die Erfahrungskluft zwischen beiden anhand der politisch-gesellschaftlichen

Umbrüche deutlich, die sich im Gedächtnis des 68jährigen abgelagert hatten. Wenn dieser seine Erinnerungen über 50 Jahre hinweg in sein 18. Lebensjahr zurücklenkte, dann trat ihm das Jahr 1918 vor Augen, das letzte Jahr des ersten Weltkrieges und des militärischen Zusammenbruchs. Als schon weitgehend urteilsfähiger junger Mann hatte er dann die Weimarer Republik erlebt und spätestens im Jahre 1933 die beruflich-altersmäßige Befähigung zur Familiengründung erlangt. Dann folgte die Tragödie des zweiten Weltkrieges samt der bedingungslosen Kapitulation von 1945, darauf die Wirren der unmittelbaren Nachkriegszeit unter Bedingungen von Hunger und Besatzungsherrschaft bis zur Währungsreform im Jahre 1948 und der Gründung des westdeutschen Teilstaates 1949; und schließlich, ab Mitte der 50iger Jahre, der Beginn jener Prosperitätsperiode, die „Wirtschaftswunder“ genannt wurde. Kurz: Im 68jährigen von 1968 bündelten sich – in wie verarbeiteter Form auch immer – Erfahrungsdimensionen der radikalsten Zäsuren des 20. Jahrhunderts; mentale Prägungen, die ihn gewöhnlich mit zornigem Unverständnis auf die jugendlichen 68iger blicken ließen, welche freilich seine Prägungen genausowenig angemessen verstehen konnten - „68“ ist eben auch die Chiffre für einen außergewöhnlich scharfen Generationenkonflikt. Aus heutiger Perspektive reiht sich die Zahl als eine Schlüsselzäsur der Sequenz der Umbrüche ein, die das 20. Jahrhundert bestimmten, freilich als eine Zäsur weit minder einschneidenden Ranges als diejenigen von 1918, 1933 und 1945. Sie fällt in die Mitte der Nachkriegsepöche, in eine Zeit wirtschaftlicher Prosperität, in der im Ost-West-Verhältnis die Eiskälte des „Kalten Krieges“ einer milderen Temperatur gewichen war, die man als „Entspannung“ zu bezeichnen pflegt. Mit der Entspannungsära begann die zweite Phase der Nachkriegszeit, und es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass die Zahl, die deren exaktes Ende markiert, wie das Produkt einer spielerischen Umdrehung von „68“ wirkt. Es ist dies die Zahl 89, verstanden als Abkürzung von 1989. „1989“ bezeichnet nicht nur das Ende der Nachkriegszeit, sondern auch das definitive Ende des „kurzen 20. Jahrhunderts“ und in weltpolitischer Perspektive den Beginn eines grundlegenden Epochenwechsels. Sein deutsches Schlüssel-symbol ist der Fall der „Mauer“, der die Wiedervereinigung ermöglichte, die freilich eine Vereinigung recht different geprägter Mentalitäten einschloss. Den Ostdeutschen fehlt der spezifisch westdeutsche 68iger Erfahrungshintergrund, und deswegen unterscheiden sich ihre typischen Reaktionen auf zentrale politisch-gesellschaftliche Gegenwartsprobleme

und natürlich genauso ihre Bewertungen der westdeutschen Zäsur von „68“
gewöhnlich auch stark von denen der „Westler“.

Wer „68“ miterlebt hat, verfügt über eine zeitgeschichtliche Interpretation, aus der die eigene Erlebnisperspektive nicht wegzudenken ist. Dass das umso mehr gilt, je einschneidender die autobiographischen Brüche waren, die sich mit dem Datum verbinden, ist evident. Nun kann man natürlich diese Erlebnisperspektive auch ganz in den Vordergrund rücken, indem man die lebensgeschichtlichen Rückwirkungen der Zeitäsur bewusst und ausdrücklich zum zentralen Thema der Reflexion erhebt. Bei solchen Versuchen, das je-meinige, das persönlich erlebte „68“ genauer in Worte zu fassen, können ganz unterschiedliche Intentionen mitspielen, beispielsweise das Ziel, zu einem tieferen Verständnis der eigenen Biographie im Kontext gesellschaftlichen Wandels zu gelangen oder vielleicht auch nur der Wunsch, zeitgeschichtliche Zusammenhänge authentischer, „persönlicher“ zu vermitteln. Solche löblichen Absichten sollten allerdings nicht vergessen machen, dass die Schilderungen des sogenannten „Zeitzeugen“ auch eine stark getrübe Quelle historischer Erkenntnis sein kann. Schon die einfache Frage nach der Stimmigkeit seiner Erinnerungen kann durch berechtigte Zweifel genährt sein. Schließlich weiß jeder aus eigener Erfahrung, wie unzuverlässig das autobiographische Gedächtnis manchmal schon bei kurz zurückliegenden Ereignissen arbeitet, und über die schier unglaubliche Irritier- und Manipulierbarkeit unserer Erinnerungsbilder durch die Suggestivkraft eigener und fremder Wünsche hat uns die psychologische Forschung eindrücklich belehrt. Jedenfalls fördern Vergegenwärtigungsversuche lang zurückliegender Erlebnisse oft nur eigentümlich zerfließende Bilder zu Tage, in denen Erinnerungen aus ganz verschiedenen Zeitschichten miteinander verschmolzen sind. Allerdings bewahrt unser Gedächtnis eine längst vergangene Erlebnisvielfalt auch – und sogar vornehmlich - in der Form gewissermaßen komprimierter Gesamteindrücke auf, die mit einem atmosphärischen Gehalt verknüpft sind und uns wie das Resümee einer spezifischen Lebensphase erscheinen. Diese Resümees gleichen nie nur sachlich konstatierenden Lebensbilanzen, sondern enthalten immer auch mehr oder weniger starke emotionsgefüllte Bewertungen. Sie entstammen dem das gegenwärtige Selbstbild bestimmenden Kriterien, aber da diese Kriterien mit denen unseres früheren Selbst selten noch passgenau übereinstimmen, sind Erinnerungen an die Person, die wir

einmal waren, gewöhnlich von Ambivalenzgefühlen durchmischt, die sich zu ganz kritischen Selbstbeurteilungen steigern, aber auch weginterpretiert werden können. Damit ist auch schon das zweite große Problem des Zeitzeugennarrativs angesprochen – die Urteilsfairness. Da der Zeitzeuge bei der Beurteilung seiner früheren Erlebnisse unmöglich von seinen gegenwärtigen Bewertungsmaßstäben abstrahieren kann, entgleitet ihm leicht die Fähigkeit zu einem Verständnis des Vergangenen aus dessen eigenen Voraussetzungen, die ein unerlässlicher Teil jedes ausgewogenen Urteils ist. Und dann wird er entweder zu einem moralisierenden Ankläger oder einem Apologeten seiner selbst. Das dritte Grundproblem des Zeitzeugen schließlich ist die Repräsentativität. Woher weiß er, dass die eigenen Erlebnisse repräsentativ für die zeitgeschichtliche Zäsur sind? Dass sich in ihnen wirklich Zeittypisches und nicht Marginales bündelt, das außer ihn selbst und einige Vertraute niemanden interessiert?

Die drei großen Gefahren für den Wert des Zeitzeugennarrativs – mangelnde Präzision der Erinnerung, fragwürdige Urteilsgerechtigkeit und problematische Repräsentativität - lassen sich nur dann einschränken, wenn der Zeitzeuge im Nachhinein ein genaueres Verständnis des gesellschaftlichen Umbruchs erlangt hat, in dem seine Erlebnisschilderung spielt; wenn er sich einen Begriff dieser Zäsur erarbeitet hat, der als Leitfaden den Erinnerungen im Labyrinth der eigenen Vergangenheit Richtung und Gestalt zu geben vermag. Ohne solche Leit-Begriffe zerfließen die Erinnerungen in einem mehr oder weniger beliebigen Gemisch von Wichtigem und Unwichtigem. Stellen wir also zunächst die große Frage: Was war das denn nun eigentlich, dieses ominöse „68“?

Um zu zentralen Charakteristika des Datums vorstoßen zu können, sollten wir zunächst einmal viel Gedankenwust beiseite räumen. Beliebte Phrasen wie solche, das „antiautoritäre“ „68“ habe den „restaurativen“ „Mief der Adenauerära“ vertrieben oder bezeichne die eigentliche „intellektuell-moralische Gründung der Bundesrepublik“ sind gleichermaßen schief wie naiv. Man sollte sich überhaupt aller vorschnellen geschichtspolitischen Instrumentalisierungen enthalten, denn tatsächlich ist „68“ weder für die Legitimation linksliberaler Gegenwartsmeinungen umstandslos geeignet, noch bezeichnet es den Beginn einer bundesrepublikanischen Verfallsgeschichte, wie manche Konservative behaupten.

Und renegatenhafte Abrechnungen einstiger 68iger mit ihrer eigenen Vergangenheit wie jene Götz Alys, der nunmehr in „68“ eine gespenstische Wiederkehr des totalitären Nazi-Ungeistes der eigenen Vätergeneration zu erkennen vermeint, sind zwar psychologisch interessanter als die peinlichen affirmativ-selbstbelobigenden Erlebniserzählungen einstiger Mitläufer, aber auch nicht viel erkenntnisfördernder.

Die folgende Deutung geht von drei Grundcharakteristika aus, die realiter untrennbar zusammenhängen. „68“ war erstens ein von Ideologien personaler Emanzipation befeuertes kulturrevolutionäres Ereignis, freilich eines von essentieller Doppeldeutigkeit. Denn der kulturrevolutionäre Befreiungsrausch hatte auch eine höchst profane Katalysatorfunktion für die massenhafte Anpassung psychologischer Bedürfnisstrukturen an neuartige kapitalistische Erfordernisse. Zweitens: Als politische Protestbewegung war „68“ allenfalls oberflächlich von Reformimpulsen gelenkt. Es waren vielmehr revolutionäre Motive, und zwar Motive utopisch-eschatologischer Struktur, die das Denken ihrer führenden Repräsentanten – Rudi Dutschkes oder Hans Jürgen Krahs etwa – bestimmten. Und drittens schließlich bezeichnet „68“ einen Generationenkonflikt, dessen ungewöhnliche Schärfe in Deutschland zweifach begründet ist: Dass er ein Jugendprotest in einer jungen Gesellschaft – mit Übergewicht der jungen Altersgruppen – war; und dass er sich gegen eine Vätergeneration richtete, die sowohl als Täter, aber eben auch als Verlierer gesehen wurde.

Schauen wir uns die drei Aspekte etwas näher an.

Die Suche nach einem neuen Lebensgefühl in diversen Bewegungen der westlichen Nachkriegsjugend – den amerikanischen „Beatniks“ der fünfziger Jahre oder den „Hippies“ der sechziger beispielsweise – war ein wesentlicher Hintergrund von „68“ als eines kulturrevolutionären Ereignisses. Diese weitgehend unpolitischen Bewegungen fanden ihr zentrales Medium in der Musik; einer Populärmusik neuen Stils, die ihrem jugendlichen Erlebnishunger in Emotionen eines Radikalprotestes gegen das Hergebrachte zum Ausdruck verhalfen. Nach den eher harmlosen Vorspielen der „Beatles“ und den etwas wilderen der „Stones“ erlangten diese Suchbewegungen dann in der Musik eines Jimmy Hendrix, der unvergesslichen Stimme Janis Joplin's und im legendären Festival von Woodstock im Jahre 1969

ihren ekstatisch entfesselten Höhepunkt. Was hier gefeiert und beschworen wurde, war ein Gefühl persönlicher Befreiung im rauschhaften Gegenwartserlebnis; war Selbstverwirklichung als spontaneistisch-hedonistische Grenzerfahrung im Hier und Jetzt in Opposition gegen alle überlieferten Konventionen.

Ein solches Lebensgefühl wirkte diffus und in unterschiedlichen Intensitätsgraden in alle Erscheinungsformen von „68“ hinein und bestimmte die unverwechselbare Atmosphäre. Es bildet natürlich auch den Kontext für das Faktum, dass im Ideologieangebot von „68“ Lehren von der emanzipatorischen Kraft der Sexualität wie Heilsgewissheiten dargeboten werden konnten und die Sexualität zu einem privilegierten Erlebnisfeld kulturevolutionären Experimentierens wurde. Befeuert durch intellektuelle Schützenhilfen Sigmund Freuds und mehr noch Wilhelm Reichs und erleichtert durch die neuen chemischen Verhütungsmittel, wurden neue Lebensformen ausprobiert, die als Gegenentwürfe zu den angeblich repressiven bürgerlichen Familienstrukturen verstanden wurden. Nur in solchen alternativen Lebensformen könne, so das Postulat, das Individuum über die erlösenden Wirkungen einer „befreiten Sexualität“ endgültig gegen alle Gefährdungen „autoritärer“ Provenienz immunisiert werden. Die hedonistischen Emanzipationsideen von „68“ mit ihrer Propagierung des intensiven Augenblickserlebnisses und diversen Grenzerfahrungen legten natürlich auch den Griff zur Droge nahe, und es gibt kaum 68iger, die nicht mit Haschisch oder auch LSD ihre Erfahrungen gemacht haben. Es passt ins Bild, dass charismatische Musiker wie Jimmy Hendrix und Janis Joplin als Protagonisten eines radikal-exzessiven Lebensgefühls die große Grenze überschritten und durch übermäßigen Drogenkonsum ums Leben kamen.

Neben der Sexualität und der Droge wurden die bis dato gültigen sozialen Alltagsnormen zum dritten großen Feld, das der kulturevolutionäre Emanzipationsimpuls von „68“ umwühlte. In eher harmlosen Formen äußerte sich das in neuen Kleidungsstilen und Haartrachten, aber auch als offen gezeigte Verachtung sogenannter „bürgerlicher Sekundärtugenden“; er inspirierte witzige Formen des Happenings, die teilweise in einer Traditionslinie mit dadaistischen und surrealistischen Kunstexperimenten standen und dabei, wie das geplante Puddingattentat auf den amerikanischen Vizepräsidenten Humphrey 1967 in Westberlin, auch ein sich selbst ironisierendes Spielen mit Gewaltphantasien

einschließen konnten; mit Phantasien, die für manche freilich auch den nächsten Schritt verführerisch machten, die Suche nach Selbsterfahrungen im Thrill realer Gewalt. „Militanz“ – das wurde eines der großen Zauberwörter der Revolte und ein quasi-erotisches Stimulans für ein in einigen Zirkeln kultiviertes Lebensgefühl. Zu diesen gehörte auch eine Gruppe, die um 1970 in Westberlin ihr Unwesen trieb und sich „umherschweifende Haschrebellen“ nannte. Sie folgte einem legendär gewordenen Schlachtruf, der die Komponenten des gerade skizzierten „feelings“ prägnant zusammenfasst: „Frei sein, high sein, etwas Terror muss dabei sein!“

Die lebensweltlichen Langzeitwirkungen des kulturevolutionären Rausches von „68“ sind eher prosaisch. Zum einen war die Revolte ein Katalysator für eine gesellschaftlich breite Durchsetzung neuer alltagsästhetischer Erlebnisschemata. Dem bis dahin bestimmenden einfachen Gegeneinander lediglich zweier kultureller Grundorientierungen – des Hochkulturschemas einerseits und eines populären Trivialschemas andererseits, wie es beispielhaft die Schlagermusik verkörperte – wurden Erlebnisschemata mit einem neuartigen Appeal hedonistischer Selbstverwirklichung eingefügt, die den alltagsästhetischen Raum auffächerten. Und indem dann, zweitens, das hedonistische Emanzipationsideal von „68“ in vielfältig verdünnten Formen stilprägend in die meisten sozialen Milieus einsickerte, bekam eine konsumistische Verbraucherorientierung gesellschaftlichen Leitbildcharakter. Sie löste das klassische bürgerliche Selbstbild, das immer auch den Wert von Askese und Selbstüberwindung betont hatte, weitgehend auf und machte das Hochkulturschema, in dem ästhetischer Genuss eng mit selbsterarbeitetem Sachverstand verknüpft war, zum Ideal einer kleinen Minderheit. So gesehen, wirkte „68“ lediglich als ein revolutionärer Beschleuniger im Anpassungsprozess psychologischer Bedürfnisstrukturen an die Erfordernisse eines auf Massenproduktion basierenden Kapitalismus.

1966 kam ein bemerkenswerter Film von Jean-Luc Godard mit dem Titel Maskulin - Feminin in die Kinos, der eine tragische Liebesgeschichte zwischen zwei Personen erzählt, die Godard „Kinder von Marx und Coca Cola“ taufte. Die Bezeichnung wirkt wie eine erstaunlich treffsichere Vorausahnung eines „68“, das neben anderem auch ein kulturevolutionärer Türöffner auf dem Weg in den großen kapitalistischen Supermarkt war.

Wir wollen nun, zweitens, etwas genauer das Feld der genuin politischen Ideologeme von „68“ durchmustern und werden dabei schnell feststellen, wie relativierungsbedürftig das bisher skizzierte Bild ist: Wer unter „68“ nur oder primär ein großes hedonistisches Spaßfestival versteht, unterliegt einem Irrtum. Bestimmend war das hedonistische Element nur für manche Mitläufertypen, an denen sich aber nicht die Essenz der Bewegung verdeutlichen lässt. Hingegen wurde es im Habitus führender Aktivisten gewöhnlich durch die Dominanz anderer Motive überdeckt. Bei Rudi Dutschke übrigens fehlte es völlig. Dutschke war gläubiger Marxist, völlig ironielos und jede freie Minute der Lektüre revolutionärer Schriften widmend, also eigentlich ein Asket und gerade deshalb als Person und charismatischer Redner so glaubwürdig. Nun darf man bei der Abwägung des Gewichtes hedonistischer Motive im politischen „68“ allerdings auch nicht vergessen, dass die öffentlichkeitswirksamste Manifestationsform der Revolte – die Massendemonstration – immer auch ein außeralltägliches Lusterlebnis war. Untergehakt und im Laufschrift die großen Parolen rhythmisch zu skandieren – das „Ho-Ho-Ho-Chi-Min“ oder „USA-SA-SS“ – hatte massenerotischen Eventcharakter. Freilich: Der Spaßfaktor im gemeinten Sinn dieser Parolen war gleich Null, die Parolen waren nur die knappste Äußerungsform eines gänzlich unhedonistischen Ideologieungetüms, das nicht mehr und nicht weniger enthielt als Lehren zur Totalerklärung und revolutionären Umgestaltung der Welt. Darin lassen sich vier ideologische Schichten voneinander sondern, deren Explikation die Tiefenstruktur des politischen „Geistes von 68“ freizulegen vermag. Erstens: Der Straßenprotest gegen den Vietnamkrieg verstand sich keineswegs als harmloser pazifistischer Friedenswunsch, sondern als der in den „Metropolen“ auszufechtende Teil eines weltweiten „antiimperialistischen Befreiungskampfes“ mit den USA als dem Hauptfeind und Ho-Chi-Min und Che Guevara als den Haupthelden, deren Konterfei übrigens damals sehr bald schon popkulturell vermarktet wurde. Die Ideologie dieses Befreiungskampfes geht bis zu Lenins Imperialismustheorie zurück, und sie befeuerte bei den „68igern“ auch eine mehr oder weniger enthusiastische Parteinahme für solche Führer wie Castro, Mao und später auch die kambodschanischen Roten Khmer: „Sieg im Volkskrieg!“ - so hieß eine der beliebtesten Parolen, in der sich diese antiimperialistische Dimension auf den Begriff brachte. Dabei sei nur am Rande angemerkt, dass das nationalrevolutionäre

Element, das im Antiimperialismus steckte, einer der Gründe für die Attraktionskraft war, die „68“ auch für Leute aus einem ursprünglich „rechten“ Spektrum haben konnte - Hans Jürgen Krahl, Johannes Agnoli und Bernward Vesper gehörten dazu -, wie auch Interesse verdient, dass viele führende „68iger“ sich später nach „rechts“ entwickelt haben, etwa Horst Mahler, Bernd Rabehl, Günter Maschke oder Frank Böckelmann. Zweite Ideologieschicht von „68“ waren Versatzstücke der Marxschen Kapitalismustheorie, aus denen man sich ein Bild von der westlichen Gegenwartswirklichkeit zusammensetzte. Die Revolte züchtete ganz unterschiedliche Typen von Marxisten heran – der sich hingebungsvoll dem kleinsten Lektüredetail widmende philologisch-philosophische Marx-Exeget war das eine, der vulgärmarxistische Phrasendrescher das andere Extrem -, aber es entstand doch bald auch ein weitgehender Konsens darüber, dass der Marxismus zumindest in einem Punkt einer bedeutsamen Erweiterung bedürfte: hinsichtlich des sogenannten „revolutionären Subjekts“. Dem Marxschen „Proletariat“ wurde keine große „systemüberwindende“ Kraft mehr zugetraut, und bei der Suche nach Substituten stieß man dann – angeleitet ganz wesentlich durch Schriften Herbert Marcuses – auf diverse Randgruppen und Minderheiten, zu denen man auch sich selbst – die Studenten – zählte. Großes Gewicht im „68iger Weltbild“ hatten, drittens, Ideologeme vom „Faschismus“. Sie trugen maßgeblichen Anteil an den verqueren Gegenwartsdeutungen, die bereits beim Protest gegen die Notstandsgesetze hervorgetreten waren und sich in Parolen wie „Kapitalismus führt zum Faschismus“ oder „Polizei - SA - SS“ auf den Punkt brachten. Immerhin aber verschafften die alarmistischen Beschwörungen angeblicher faschistischer Gefahren der Legitimierung des Protestes zusätzliche Rechtfertigungsmunition. Und zuletzt noch die vierte Ideologieschicht von „68“. Das waren Gedankenfiguren der sogenannten „Kritischen Theorie“ mit Adorno, Horkheimer oder Marcuse als wichtigsten Stichwortgebern. Die Grundkennzeichen der Kritischen Theorie sind die Verbindung von Marxismus und Psychoanalyse und eine wesentlich auf kulturelle Phänomene abzielende Kapitalismuskritik, und genau wegen dieser Charakteristika passte sie exakt zu weitverbreiteten Sinn- und Selbstfindungsbedürfnissen im damaligen studentischen Milieu.

Diese vier großen Ideologiequellen speisten alles, was sich an gesellschaftskritischen Formeln und politischen Postulaten mit „68“ verbindet, aber

sie geben nicht Auskunft über die psychologische Atmosphäre, in der sie bei den Aktivisten der Revolte zusammenflossen. Was an ihr besonders hervorsteht, ist das eigenartige Miteinander von utopisch-eschatologischen Glaubensmotiven mit postmoderner Ironie- und Spottlust; eine quasi-religiöse Überzeugung von der Notwendigkeit und Unausbleiblichkeit einer Totalumwälzung der Lebenswirklichkeit im Hier und Jetzt, wie sie Rudi Dutschke erfüllte, und zugleich das Wissen, dass das eigentlich doch alles gar nicht ganz ernst gemeint ist, sondern nur als ein „Als-Ob“, ein großes Spiel. „68“ – das war ein Festival der großen Posen; von revolutionären Gesten und Phrasen, die man, befeuert durch Prozesse gruppenpsychologischer Selbstsuggestion, mit leidenschaftlicher Inbrunst verfechten, aber kurz danach auch mit augenzwinkernder Leichtigkeit wieder verabschieden konnte.

Unabdingbar für das Verständnis der psychologischen Prägung von „68“ in Deutschland ist ein Aspekt, der in der bisherigen Skizze noch gar nicht aufgetaucht ist, aber einer besonderen Hervorhebung bedarf: Dass die Zahl auch als Chiffre für einen Generationenkonflikt von besonderer Schärfe begriffen werden muss. „68“ hat zum einen einen selten mitreflektierten demographischen Hintergrund, denn es spielte in einer „jungen“ Gesellschaft; einer Gesellschaft, die durch ihr Übergewicht junger Altersgruppen wie ein Gegenbild zu unserer alternden Gegenwartsgesellschaft wirkt. Nun ist vielfältig erforscht, dass das Rebellionspotential in „jungen“ Gesellschaften immer ungleich höher ist als in „alten“, aber seine besondere Unerbittlichkeit wuchs dem Gegeneinander zwischen Jung und Alt im deutschen „68“ doch erst durch den konkreten zeitgeschichtlichen Kontext zu. Denn hier traf eine junge, schon weitgehend unter Wohlstandsbedingungen aufgewachsene und vom Alpdruck der Bedrohungsatmosphäre des „Kalten Krieges“ befreite Jugend auf eine Elterngeneration von Kriegsverlierern, die immer stärker in den Ruch der Täterschaft hineingeraten war. Zu deren großem Symbolwort hatte sich in den 60iger Jahren das Wort „Auschwitz“ herausgebildet, das nunmehr wie eine große schwarze Wolke verfinstert über dem Verhältnis der Generationen hing und alle Identifikationswünsche der Jugend im intergenerationellen Psychoverhältnis ersticken musste. Als Vorbild schienen die Eltern vollkommen ungeeignet, ihnen konnte, zwecks endgültiger Abnabelung, nur der Platz auf der Anklagebank zugewiesen werden. „68“ – das war auch ein großer Gerichtsprozeß der Nachkriegsjugend gegen ihre Kriegseltern, geführt aus der Haltung eines

zeitgeschichtlich zwar verständlichen, aber gesprächsabtötenden moralischen Überlegenheitsdünkels, der nur den bedingungslosen Schuldspruch zuließ. Das eindringlichste literarische Dokument dieser Generationenverstrickung ist Bernward Vespers unvollendet gebliebener autobiographischer Roman „Die Reise“. Vesper, der Gefährte der späteren RAF-Terroristin Gudrun Ensslin und Sohn des bekannten Nazidichters Will Vesper, sucht sich hier in einer Hassorgie von seiner unterdrückten Liebe zum Vater zu befreien, - ein literarischer Selbstreinigungsversuch, von dessen Misslingen Vespers Selbstmord im Jahre 1971 kündigt. Der Terrorismus der RAF, der aus dem Gesamtkomplex von „68“ nicht wegdenkbar ist, kulminierte 1977 in der Ermordung Hans Martin Schleyers, einer Untat, die das Ende des gesamten „Roten Jahrzehnts“ markiert. Aber man kann dieses Verbrechen, das alle Zeichen eines Vaternordes trägt, auch als radikalste Zuspitzung einer Psychodynamik des Generationenkonflikts deuten, ohne den die Revolte von „68“ unverstanden bliebe.

Welche gesellschaftspolitischen Langzeitwirkungen hatte die Revolte? Ich beschränke mich auf ganz wenige Bemerkungen, die zum Kontext der dann folgenden autobiographischen Reflexionen unabdingbar dazugehören.

Durch den berühmten „Marsch“ des „Geistes von 68“ durch die „Institutionen“ hat sich das politische „Klima“ in der zweiten Phase der „alten“ Bundesrepublik stark nach „links“ verschoben. In den Massenmedien, dem Bildungssystem und den politischen Parteien wurden neue Deutungseliten einflussreich und bewirkten Veränderungen, deren Resultate vielfach merkwürdig ambivalente Bewertungen provozieren. So flossen beispielweise Impulse der sozialistischen Gleichheitspostulate von „68“ schon Anfang der 70iger Jahre in die großen Bildungsreformen ein und öffneten auch die Universitäten weit für bisher unterprivilegierte Schichten – ein positiver Prozess, der aber auch als Gründungsphase der modernen Massenuniversität verstanden werden kann und zunächst häufig den ideologisierten „68iger Discountprofessor“ ohne Habilitation zur bestimmenden Lehrperson werden ließ. Ein anderes Beispiel: Die Ideologeme aus dem Arsenal marxistischer Gesellschaftstheorie, die in den 70iger Jahren immer mehr zum Ausweis „progressiver“ Gesinnung geworden waren, förderten einerseits die sehr löbliche Unterstützung für die Entspannungspolitik der damaligen sozialliberalen Koalition. Aber die dadurch entstandene mindestens „kühle“

Sympathie vieler linker Intellektueller für den „real existierenden Sozialismus“ erwies sich dann 1989 auch als eine hohe mentale Barriere, die die Zustimmung zur Wiedervereinigung erschwerte. Die ambivalente Bewertungsmöglichkeit von Folgen des „Geistes von 68“ ließe sich an vielen Themenfeldern fortführen – dem Feminismus, dem Ideologiekult um Minderheiten und Randgruppen, der sogenannten „Vergangenheitsbewältigung“ beispielsweise -, aber meines Erachtens kann man doch alle diese Einzelaspekte in einer großen These verdichten: Die zentrale Hinterlassenschaft des „Geistes von 68“ ist die bis in die Gegenwart reichende große Attraktivität eines gesellschaftspolitischen Denkens im Ausgang von der Utopie. Diese These sei zunächst nur behauptet. Ich werde sie gleich im Kontext der nun folgenden Schilderung meines „68“ wieder aufgreifen; bei den Reflexionen über mein Hineingezogenwerden in die Revolte einerseits und den langen Weg der Entfernung von ihren Grundideen andererseits.

Ich beginne mit zwei Kurzimpressionen zum äußeren Erscheinungsbild der Person, die ich damals war. Links und rechts vor mir liegen zwei Fotos. Das linke ist aus dem Frühjahr 1968 und zeigt den damals gerade 18 Jahre alt Gewordenen im Kreis der Mitabiturienten und des Klassenlehrers vor dem Portal des Jungen-Gymnasiums in einer mittelgroßen norddeutschen Stadt: Geschmückt mit einer Fliege und gewandert in einem Anzug – wie alle Mitabiturienten auch – tritt mir ein kurzhaariges junges Männchen entgegen, dessen leicht freches, aber dabei doch naiv wirkendes Grinsen unschwer die Freude über den endgültigen Abschied von der humanistischen Lehranstalt erkennen lässt, die er neun Jahre lang nur ungern besucht hatte. Aber ist die Person auf dem rechten Foto aus dem Sommer 1971 dieselbe? Dieser Jemand mit den langen Haaren, dem Schnurrbart und den buschigen Koteletten und dem um weltwissentliche Skepsis und Entschlossenheit bemühten Gesichtsausdruck, der sich dort auf dem Rasen vor der Mensa der Uni Freiburg zigaretterrauchend hingelümmelt hat? Erkenntlich wird also eine tiefgreifende, aber durchaus zeittypische Umwandlung meiner persönlichen Außenfassade. Was sich in ihr ausdrückt, ist schnell gesagt: Der Langhaarige hatte einen dreijährigen Bildungsgang hinter sich, der ihn zu einem – dem eigenen Selbstverständnis nach – marxistischen „Revolutionär“ hatte reifen lassen; einem militanten Gegner des bestehenden Systems, der seine Wanderung durch die Gefilde des Linksradikalismus danach noch mindestens zwei Jahre fortsetzen würde und zur Zeit des Fotos in einem

Zimmerchen wohnte, dessen Hauptschmuck eine große rote Fahne bildete. Dass er in einem solchen Domizil landen könnte, hätte das Vorstellungsvermögen des Abiturienten des Frühjahrs 1968 weit überschritten, auch deswegen, weil der „Geist von 68“ sich in seiner Heimatstadt bis dahin noch kaum hatte blicken lassen. Der Abiturient hatte etwas vollkommen anderes gewollt, etwas, was die Schärfe des dann folgenden autobiographischen Bruchs überdeutlich sichtbar macht. Ich wollte nämlich Musik studieren, die sogenannte „klassische“, also jene Kunst, die als Inbegriff dessen gilt, was hier früher als „Hochkulturschema“ bezeichnet worden ist. Ich nahm dieses Studium dann auch auf, in einer Stadt, in der mich die Revolte nur atmosphärisch erreicht, aber immerhin doch so viele diffuse Neugierdegefühle geweckt hatte, dass ich mich im Jahre 1969 zu einem Ortswechsel und einer Erweiterung des Studiums entschloss. Damit aber begann eine Existenz in einem gedanklich-emotionalen Doppeluniversum. Das Musikstudium wurde weitergeführt, aber da ich mich in Freiburg auch an der Universität – revoltetypisch mit Soziologie als Hauptfach – eingeschrieben hatte, wirkten nun mächtige psychosoziale Gegenkräfte in die ästhetische Erlebniswelt des bürgerlichen Hochkulturschemas hinein; - so sehr, dass ich, wie andere auch, irgendwann diesem Druck erlag und mich für eine längere Lebenszeit von dieser Erlebniswelt verabschiedete. Wie sollte man ihr auch die Treue halten in einer Zeit, in der Janis Joplin die Hintergrundmusik zu oftmals mit Haschischduft gewürzten erotischen Erfahrungen bot? In der kein Geringerer als ein Pierre Boulez die „Sprengung der Opernhäuser“ forderte? In der die Universitäten mit großen Spruchbändern behängten Tollhäusern glichen, in deren Fluren revolutionär kostümierte Studenten auf imposanten Büchertischen das Schriftgut der Revolte – am liebsten als Raubdruck – feilboten und in deren zigarettenrauchgeschwängerten Seminarräumen die Professoren mit einer sogenannten „Kritik bürgerlicher Wissenschaft“, vorgetragen im Stile persönlicher Anklagen, konfrontiert wurden?

Ab etwa 1969 war die Revolte in eine zweite Phase eingetreten, ihre „marxistisch-leninistische“. Selbsternannte „kommunistische“ Gruppen hatten mehr und mehr Dominanz erlangt und eine jüngere Generation war bestimmender geworden. Für uns aber war Rudi Dutschke, der in Freiburg – war das 1972? - bei der Verteidigung seiner Lenin-Kritik im Audimax gegen einen dogmatischen Leninisten nicht gut abschnitt, schon zu einer anachronistischen Figur geworden. An der Universität

hatten sich jetzt überall sogenannte „Basisgruppen“ oder „Rote Zellen“ gebildet, die sich „Rotzeg“ oder „Rotzpaed“ - sprich: „Rote Zelle Germanistik“ oder „Paedagogik“- nannten und marxistische „Schulungskurse“ und „Kritik bürgerlicher Wissenschaft“ anboten, oft von Aktivisten geleitet, die sich quasi hauptberuflich im Aufbau kommunistischer Parteien versuchten. In eine derselben geriet ich für kurze Zeit als „Anwärter“ hinein und konnte dabei als Mitglied in einer Wohngemeinschaft dieser Gruppe erfahren, wie rasant gruppenpsychologische Entwicklungen in eine paranoid-totalitäre Lebensatmosphäre hineinführen können. Dass diese Gruppe dann später im KBW - dem Kommunistischen Bund Westdeutschland - aufging, einer die ganzen 70iger Jahre höchst effizient funktionierenden marxistisch-leninistischen Großsekte, war nur konsequent. Jedenfalls waren an der Universität um 1970 herum die – übrigens immer männlich dominierten - linksradikalen Gruppen so stark geworden, dass sie sich als Mehrheit wähen konnten. Das begünstigte die Ausbildung eines starken Mitläufertums und die Kultivierung eines Lebensgefühls, in dem sich Revolte und Konformismus wechselseitig stützten – den Mut, in den Universitäten dem „Geist von 68“ zu widersprechen, hatte damals nur eine winzige Minderheit. Das Amalgam von Konformismus und revolutionärer Attitüde habe ich auch an mir selbst immer wieder erlebt: Man schloss sich eben an, wenn ein K.D. Wolff, der sich später als Chef des Verlages Stroemfeld-Roter Stern große Verdienste erworben hat, 1970 nach einer flammenden Rede gegen den US-Imperialismus noch zu einem kleinen Spaziergang zum Amerika-Haus einlud, der dann scheibenklirrend endete; und man lief genauso mit, als nach einem philosophischen Vortrag Herbert Marcuses über das revolutionäre Potential von Randgruppen im überfüllten Audimax – war das 1973? - jemand auf die Idee kam, dem hiesigen Gefängnis einen Besuch abzustatten, um den Insassen einen solidarischen Gruß auszurichten und ihnen ihre Aufnahme in den illustren Kreis „revolutionärer Subjekte“ zuzurufen.

Für mich aber war der mehrjährige Aufenthalt in der experimentellen Atmosphäre des Laboratoriums von „68“ in vielerlei Hinsicht außerordentlich produktiv. Denn die Aktivisten damals besaßen einen unersättlichen revolutionären Wissenshunger und wollten sich der sogenannten „bürgerlichen Wissenschaft“ auch gewachsen zeigen, und so habe ich in dieser wilden Zeit und ihren langen Nachklangphasen eine intime Kenntnis des Gesamtuniversums „linker“ Ideen gewonnen, aus der ich bis heute schöpfen kann. Man studierte intensiv seinen Marx, aber las sich genauso in den

totalitären Ungeist der Schriften Lenins, Trotzki und Luxemburgs bis hin zu Stalin, Mao-Tse-Tung und Frantz Fanon ein; begann, nachdem der dogmatische Marxismus an Attraktivität verloren hatte, mit der Lektüre der sogenannten „Kritischen Theorie“, die der eigenen bürgerlichen Prägung näher lag; gelangte über diese natürlich auch zur Psychoanalyse, mit der man dem Verständnis seines verschütteten „wahren“ Selbst auf die Spur zu kommen hoffte, und entdeckte mit Erlöschen der Anziehungskraft des Kulturpessimismus der „Kritischen Theorie“ ab etwa Mitte der 70iger Jahre dann den französischen Poststrukturalismus und wurde ein Fan Foucaults. Ich jedenfalls habe erst durch Marx, mit dem ich mich viel später noch einmal genau auseinandergesetzt habe und den ich bis heute als Denker und Kritiker des Kapitalismus hochhalte, lesen gelernt. Freilich: Das Verschlingen dieser Theorien führte bei den meisten nur zu einer ganz affirmativen Aneignung, denn ihnen fehlte als Korrektiv weitgehend das intellektuelle Rüstzeug der abwertend „bürgerlich“ titulierten Wissenschaft, und wenn mich nicht ein prominenter Vertreter eben dieser Wissenschaft als verständnisvoller Lehrer mit Impulsen für ein angemesseneres Wirklichkeitsverständnis versorgt hätte, hätte ich mich vielleicht bis in die Gegenwart nicht gänzlich aus Aporien des „68iger Weltbildes“ herausstrampeln können.

Der endgültige Abschied von der Ideenwelt von „68“ fand dann während meiner langjährigen Erforschung der totalitären Diktaturen des 20. Jahrhunderts statt. Begonnen hatte diese Erforschung in den achtziger Jahren mit genaueren soziologischen Einblicken in das nationalsozialistische Terrorsystem, über das es seinerzeit in den Sozialwissenschaften noch kaum etwas von Belang gab. Dabei wurde mehr und mehr auch deutlich, dass keine der großen gedanklichen Formeln, die die 68iger wie unhinterfragbare Glaubenslehren in sich eingesogen hatten, einer kritischen Überprüfung standhielt. Das gilt für ihre Theorien über die „spätkapitalistische Gesellschaftsentwicklung“ und insbesondere ihre marxistischen Faschismusbegriffe, mit denen sie die Parolen von einem angeblich immer faschismusträchtigen Kapitalismus ideologisch zu unterfüttern gesucht hatten; und das gilt genauso für solche sozialpsychologischen Konstrukte wie den sogenannten „autoritären Charakter“, der ein prominenter Ideengeber bei den kulturrevolutionären Experimenten mit neuen Lebensformen gewesen war, aber weder ein tiefergehendes Verständnis traditioneller Familienstrukturen noch genauere Einblicke in die

Verstrickungen der eigenen Elterngeneration erlaubt. Als ich dann die Forschungsinteressen ausweitete und, geleitet vom Totalitarismusbegriff, auch die Entwicklung der kommunistischen Diktaturen genauer unter die Lupe nahm, wurde vollends das große Potential deutlich, das dem „Geist von 68“ für die Legitimierung dieses Diktaturtypus innewohnte, und damit beantwortete sich auch leicht die Frage, warum der typische deutsche 68iger mit heftiger Abwehr auf Solschenizyns „Archipel Gulag“ reagiert hatte. Die intensive Auseinandersetzung mit den Diktatorsystemen des 20. Jahrhunderts hat bei mir übrigens auch zur Linderung des großen Generationenkonflikts beigetragen, ohne den das deutsche „68“ nicht denkbar ist. Zwar war mir immer der wütende Vaterhass eines Klaus Theweleit fremd, aus dem ein Großteil seiner Schriften mit den berühmt-berüchtigten „Männerphantasien“ an erster Stelle hervorgewachsen ist, aber Fragen nach möglicher elterlicher Schuld waren doch ein jahrelang stark belastender Begleiter gewesen. Was ich aber irgendwann als wichtigste Frucht meiner Erforschungen der totalitären Diktaturen zu begreifen gelernt habe, das ist die Erkenntnis, wie gefährdet man dort in gewissen Grenzsituationen selbst gewesen wäre – gefährdet, zum Täter zu werden; - eine Erkenntnis, die unvereinbar ist mit den wohlfeilen moralischen Überlegenheitsposen, die ein Attribut des „Geistes von 68“ waren.

Ernst Bloch und Herbert Marcuse haben als ehrwürdige alte Herren seinerzeit die Jugendrevolte mit vielen Sympathiekundgebungen unterstützt. Ihre Sympathien waren keineswegs oberflächlicher Art, sondern entstammten der Beobachtung, dass im „Geiste von 68“ zweierlei mitschwang, was in ihrem eigenen Denken von essentieller Bedeutung war: ein eschatologisches Moment und eine utopische Dimension; - zwei Komponenten, ohne die sich die quasi-religiöse Einfärbung ihres eigenen Marxismusbildes nicht erfassen lässt. Das eschatologische Moment – als Überzeugung von der Notwendigkeit und Unausbleiblichkeit eines revolutionären Umschlags im Hier und Jetzt einer zur Erfüllung gereiften Wendezeit - wurde eigentlich nur in der charismatischen Rednerwirkung Rudi Dutschkes annähernd rein vermittelt, war aber von dem Soziologen Erwin K. Scheuch schon 1968 in seinem Buch mit dem Titel Die Wiedertäufer der Wohlstandsgesellschaft sensibel registriert worden. Ich selbst habe das eschatologische Moment nur noch als Nachklang – in Posenform zur künstlichen Hervorlockung eines feelings – erlebt. Weit folgenreicher aber war die utopische Dimension der Revolte. Durch „68“ ist der „Geist der Utopie“

zu einem mehr oder weniger fraglosen Attribut gesellschaftspolitischen Denkens geworden, mit Folgen bis in die Gegenwart. Das hört sich zunächst harmlos und vielleicht sogar positiv an, denn das Wort „Utopie“ hat für viele einen einschmeichelnden Klang. Wer aber imaginierte utopische Zukunftsbilder zum wesentlichen Maßstab gesellschaftspolitischen Kritisierens und Experimentierens macht ohne auch nur im entferntesten zu ahnen, wie unendlich voraussetzungsreich jene zivilisatorischen gesellschaftlichen Standards sind, die er dabei als fraglos gegeben vorauszusetzen pflegt, bewirkt unbeabsichtigt eine Aushöhlung eben dieser Standards: Die Existenz der zivilisierten Bestände kann innerhalb kürzester Zeit verspielt werden. Es gibt ein faszinierendes Dokument, in dem sich der Einspruch gegen den „Geist von 68“ als Einspruch gegen dessen utopische Dimension äußert. Ich meine ein Fernsehgespräch zwischen Theodor W. Adorno und Arnold Gehlen aus dem Jahre 1965. Es ist ein Musterbeispiel eines kultivierten Gesprächs zwischen zwei großen Gelehrten mit ganz kontroversen Gesellschaftsbildern. An einer Stelle kommen beide auf die Aufgaben der Sozialwissenschaft zu sprechen, und es ist kein Zufall, dass Adorno dabei ganz selbstverständlich an erster Stelle das Stichwort „Kritik“ einfällt, worauf Gehlen ihn zu korrigieren versucht und „Erkenntnis“ nennt. In der Tat: Produktiv vermag eine von utopischen Idealen geleitete Gesellschaftstheorie wie die „Kritische Theorie“, die ein Stichwortgeber der Studentenbewegung war, nur solange zu wirken, solange sie sich selber einer genuin wissenschaftlichen Kritik stellt. Wo dem utopischen Denken aber das Korrektiv eines derartigen Einspruchs abhanden kommt und es sich verabsolutiert, hat der Verwirklichungsversuch seiner wohlklingenden Postulate immer nur Unheil gestiftet.